

JEREMY ROBINSON

NEMESIS

Ein Monster-Thriller

Aus dem Amerikanischen von Jürgen Bullin

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *Project Nemesis*
erschien 2012 im Verlag Breakneck Media.
Copyright © 2012 by Jeremy Robinson

1. Auflage Juni 2015
Copyright © dieser Ausgabe 2015 by Festa Verlag, Leipzig
Titelbild: Arndt Drechsler
Lektorat: Alexander Rösch
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-383-9
eBook 978-3-86552-384-6



PROLOG I

Vor fünf Jahren

»Bleib in Deckung, keinen Mucks und rühr dich nicht, sonst sind wir am Arsch«, flüsterte Master Sergeant Lenny Wilson. Er legte sich auf den Boden und presste seinen Körper tief in den meterhohen Schnee.

Wortlos verlagerte sein Partner die Position ein wenig. Ihre weißen Masken und Vollkörper-Kampfmonturen ließen sie perfekt mit der Umgebung verschmelzen, aber die Mittagssonne wurde anders von ihnen reflektiert als vom Schnee. Für ein geschultes Auge stachen ihre Anzüge ähnlich hervor, wie sich eine mattierte Oberfläche von einem Hochglanz-Buchumschlag abhob.

Wilson war davon überzeugt, dass den Männern, die Jagd auf sie machten, diese Anomalie auffiel. Inzwischen hatten sich etwa 50 dieser Kerle an ihre Fersen gehängt und schwärmten wie ein Rudel hungriger Wölfe durch den hügeligen Kiefernwald.

Zehn Männer, ausgerüstet mit einem Arsenal todbringender Hightech-Waffen, näherten sich ihrer Position. Die Jagd drohte zu enden, sobald sie Wilson oder seinen Partner sichteten. Nicht nur weil die beiden in der Unterzahl und unbewaffnet waren, sondern aufgrund der Spielregeln.

Sie wurden gejagt.

Wie Tiere.

Wilson presste sein Gesicht in den Schnee und blieb reglos liegen. Er biss hinein und atmete durch die Flocken ein und aus, damit sein Atem nicht an der Luft kondensierte und ihre Position verriet. Er hoffte, dass Endo es ihm gleichtat. Corporal Katsu Endo war im Rahmen eines Austauschprogramms von den japanischen Selbstverteidigungseinheiten abgestellt worden. Dabei kombinierte man

gezielt erfahrene US-Soldaten mit japanischen Frischlingen, die noch nie an einem Kampfeinsatz teilgenommen hatten. Offiziell hieß es, dass mit diesem Programm die Beziehungen zwischen den Armeen beider Staaten gestärkt werden sollten. Diese Aussage entbehrte jedoch jeglicher Logik, denn nach Ende des Zweiten Weltkriegs hatte man die Armee in Japan auf reine Selbstverteidigung umgestellt. Wilson glaubte nicht an diesen Mist. Man bildete die Japaner aus, weil man für die Zukunft mit einem weiteren Krieg rechnete – wahrscheinlich gegen die Chinesen.

Die japanischen Selbstverteidigungskräfte waren für die USA im Bedarfsfall nichts weiter als eine Armee von Marionetten. Zumindest vertrat Wilson diese Meinung ... und er hatte nichts dagegen einzuwenden. Früher oder später drohten die Chinesen zum Problem zu werden. Da war er ganz sicher. Trotzdem begeisterte es ihn nicht gerade, dass man ihm Endo als Partner zugeteilt hatte. Der Kerl hatte noch nie in einer derartigen Situation gesteckt. Ihm fehlte wie einem Pinguin in der Wüste jeglicher Überlebensinstinkt. Außerdem riskierte Wilson seinen guten Ruf. Falls Endo die Übung vergurkte, erfuhr er am eigenen Leib, wie mies seine Fähigkeiten zur Selbstverteidigung waren.

»Seht ihr sie?«, fragte jemand. Die Stimme klang tief und mürrisch.

Es folgten vier verneinende Rückmeldungen.

Stiefel stapften knirschend durch den Schnee, einige davon so laut und dicht, dass Wilson glaubte, ihnen drohe jeden Moment die Entdeckung. Aber die Männer zogen an ihnen vorbei. Als sie sich außer Hörweite befanden, zählte Wilson bis 60 und schickte dabei ein Stoßgebet zum Himmel, dass Endo sich hoffentlich nicht bewegte.

Zehn Männer hatten sich ihnen genähert. Neun waren wieder verschwunden. Einer musste sich noch in der Nähe befinden.

Eine weitere Minute verstrich.

Komm schon, du Hurensohn.

Ein Knirschen. Der Mann verlagerte sein Gewicht, aber in der absoluten Stille des Waldes klang die Bewegung wie ein Pistolenschuss. Eine halbe Minute später hatte er die Nase voll und eilte seinem Trupp hinterher.

Als seine Schritte verklungen waren, zählte Wilson abermals bis 60. Erst dann hob er langsam den Kopf und suchte mit angehaltenem Atem das Gebiet ab. Die Kerle schienen nicht mehr da zu sein. Er schluckte den Eisklumpen im Mund hinunter. Dieser rutschte ihm kalt durch den Hals und landete im Magen.

Er drehte sich zu Endo um und sah, dass der Japaner erst jetzt den Kopf hob. »Nicht schlecht, Ketchup.«

Unter seiner Maske warf Endo ihm einen finsternen Blick zu. »Katsu.«

»Katsu. Ketchup.« Wilson sprach die Worte mit Nachdruck, als liefere ihm seine eigene Logik genügend Gründe, um dem Japaner diesen Spitznamen zu verpassen.

»Ich heiße Katsu«, wiederholte Corporal Endo etwas schärfer, wobei man seinen japanischen Akzent kaum bemerkte.

Wilson schüttelte den Kopf. »Hör mal, weil ich ein netter Kerl bin, darfst du selbst entscheiden: Entweder heißt du ab jetzt Ketchup oder ich nenn dich Ente süßsauer.«

»Ente süßsauer stammt aus China«, stellte Endo klar.

Verdammt, dachte Wilson. »Was schüttet ihr denn in Japan übers Essen? Wie nennt man das Zeug? Worcestersauce? Nein, das sind die Insellaffen. Sojasoße. Ja, jetzt hab ich's. Also, wie willst du heißen? Sojasoße oder Ketchup?«

»Sie kommen zurück.«

Endo erwähnte es so beiläufig, dass Wilson es beinahe überhört hätte. Er spähte über den schneebedeckten Hügel und erkannte einige noch weit entfernte Schemen, die sich auf sie zubewegten. »Mist. Ein zweites Mal übersehen sie uns nicht. Wir müssen uns verdrücken.«

»Dann sehen sie unsere Spuren.«

»Deshalb hauen wir nach oben ab.«

»Den Hügel runter sind wir aber schneller.«

»Nix da.« Wilson deutete mit dem Finger auf den Berg in ihrem Rücken. »Wir gehen da rauf.« Er schnitt Endo Einwand mit erhobener Hand ab. »Hör zu, Ketchup, du bist hier, um von mir zu lernen. Wenn ich etwas sage, führst du den Befehl aus. Wir gehen nach oben, weil keiner Lust auf die Kletterei hat. Da oben lauern alle möglichen Gefahren und diese Arschlöcher werden uns garantiert nicht dorthin folgen.«

Endo nickte. Das sah er ein. Geräuschlos krochen sie den Hügel hinauf, bis sie im Gewirr der Kiefernzweige abtauchen konnten. Fürs Erste befanden sie sich in Deckung. Wilson atmete tief durch und murmelte: »Riecht wie Weihnachten.« Der Duft der Bäume weckte Erinnerungen an seine Familie. Er versuchte, die Gedanken an seine Frau und die beiden Söhne zu verdrängen, doch es gelang ihm nicht. Bei jedem Einsatz und jeder Übung quälte ihn eine schreckliche Sehnsucht. Er glaubte an das Marine Corps und hatte ihm sein Leben verschrieben. Aber sein Herz gehörte der Familie. Ohne sie war er ein Nichts. Aber natürlich hätte er das niemals zugegeben.

Ein scharfes Zischen riss Wilson aus seinen Gedanken. Endo stand weiter oben am Hügel und deutete in Richtung Ohr.

Die Männer, von denen sie gejagt wurden, hatten ihre vorherige Position erreicht. Sie waren schneller vorangekommen, als Wilson es für möglich gehalten hätte. Er gab Endo ein Handzeichen, als ob er mit der Hand ein Stück Holz durchschlug. Möglichst rasch und leise stiegen sie weiter den Hang hinauf.

Sechs unfassbar kalte Stunden waren seit Beginn der Übung verstrichen. Sie gehörten zu den letzten beiden Teams. Am Anfang hatte es 25 davon gegeben. Eigentlich handelte

es sich bei diesem Drill um die aufgemotzte Version eines Versteckspiels, aber die Männer nahmen die Sache ernst. Wenn man daraus als Sieger hervorging, konnte man mächtig damit protzen – was Wilson nur zu gerne tat. Sobald eines der Zweimann-Teams entdeckt und mit einer Lasermarkierung gekennzeichnet wurde, wechselte es auf die Seite der Jäger. Da es die Männer unten bereits erwischte hatte, gab es für sie keinen Grund, länger als nötig in der Kälte herumzuwandern. Das steigerte ihre Motivation zusätzlich.

»Hier!«, rief jemand.

Wilson pflügte durch den Schnee den Hügel hinauf und piff dabei auf jegliche Deckung. Sie mussten eine Stelle finden, zu der ihnen die anderen nicht folgen konnten, und zwar schnell.

Am Fuß des Hügels ertönte Geschrei. Es folgten Geräusche, die auf eine Verfolgung hindeuteten.

Endo war verdammt flott, das musste Wilson ihm lassen. Er tauchte unter den Zweigen hindurch und schlängelte sich um sie herum, während Wilson sich seinen Weg mit Gewalt durch das Unterholz bahnte. Endo hatte die Führung übernommen, glitt geschickt durch das dichte Blattwerk. Ein Gefühl von Angst kroch in Wilsons Herz. Falls man sie seinetwegen erwischte, könnte er diesen Schnitzer nie mehr wettmachen.

Vor ihm erklang ein überraschter Aufschrei. Hatte sich Endo verletzt? Möglicherweise war er gestolpert oder hatte sich den Knöchel verstaucht. Falls ja, wären sie erledigt, aber zumindest konnte er dann das Versagen auf Ketchup abwälzen und dem Spott der anderen größtenteils entgehen. Obwohl außer ihnen nur noch ein Team übrig blieb, hatte er im Vorfeld das Maul so weit aufgerissen, dass er alles außer dem ersten Platz als Niederlage empfand.

Wilson schob einen dicken Ast beiseite und blieb stehen. Endos Fußabdrücke verschwanden im Nichts. Er blickte nach oben in die Baumwipfel. »Ketchup! Wo steckst du?«

Keine Antwort.

Er machte einen Schritt nach vorn. Der Schnee gab nicht nach. An dieser Stelle war er geschmolzen und anschließend erneut gefroren. Nun bildete er eine verklumpte, mehrere Zentimeter dicke Eisschicht. Endo musste hier vorbeigekommen sein. Wilson ging in die Knie und legte sich auf den Bauch, um das Gewicht gleichmäßig zu verteilen. Behutsam robbte er vorwärts, um nicht einzubrechen und keine verräterischen Kratzspuren auf dem Eis zu hinterlassen.

Die Stimmen seiner Verfolger wurden lauter und näherten sich schneller, als er vor ihnen davongekriechen konnte. Schließlich mussten sie sich nicht darum kümmern, ihre Spuren zu verwischen. Seine einzige Hoffnung bestand darin, den nächsten Baum zu erreichen, sich dahinter zu verstecken und zu warten, bis die Jäger in eine andere Richtung abzogen.

Sie waren gerade noch außerhalb seines Blickfelds, höchstens zehn Meter entfernt.

Wilson rutschte unter einen Kiefernast, den das Gewicht des Schnees tief herabdrückte, und fand sich unerwartet vor einer Felswand wieder. Hier gab es kein Weiterkommen. Er rollte sich zusammen, hielt den Atem an und wartete.

Wilson hielt sich für tapfer. Vielleicht sogar für den tapfersten Menschen überhaupt. Er hatte zwei Afghanistan-Einsätze hinter sich, viele Feinde getötet und wäre um ein Haar selbst umgekommen. Es musste schon einiges passieren, um ihn aus der Ruhe zu bringen, aber als Endo plötzlich am Fuß der Felswand auftauchte wie eine überdimensionale Beutelratte, hätte Wilson sich vor Schreck beinahe in die Hose gemacht.

Endo packte ihn an der Jacke und zerrte ihn in seine Richtung. Obwohl er mindestens 30 Kilo schwerer war als Endo, zog der Japaner ihn mühelos heran. Dann verschluckte

ihn die Dunkelheit, und Wilson spürte einen seltsamen Druck in den Ohren, was ihm verriet, dass er in die Tiefe stürzte. Unvermittelt schlug er auf einer massiven Steinplatte auf. Er musste sich schwer zusammenreißen, um nicht laut aufzuschreien. Er gab keinen Mucks von sich.

Er lauschte auf die Geräusche der Männer draußen. Sie standen vor der verklumpten Eisplatte. Einige stapften noch durch den Schnee, andere suchten zwischen den Bäumen und zwei von ihnen wurden zurückgeschickt, um zu überprüfen, ob sie nicht doch einer falschen Fährte gefolgt waren.

Fünf Minuten später herrschte wieder völlige Ruhe.

Wilson war klar, dass er Endo danken sollte. Vielleicht sollte er ihn sogar mit seinem richtigen Namen ansprechen. Der Japaner hatte Wilson nicht nur vor einer Entdeckung bewahrt, sondern auch noch dafür gesorgt, dass sie als Sieger aus der Treibjagd hervorgingen. Sie waren zwar unbewaffnet, hatten aber Proviant und Wasser dabei. Wenn sie alles streng rationierten, konnten sie damit eine Woche durchhalten, obwohl für ihn nicht einmal feststand, dass sie die Nacht hier verbringen würden.

Ein kurzes Knacken schreckte Wilson auf. Ein hellroter Lichtschein fiel auf Endos Gesicht. Die weiße Maske ließ seinen Partner wie ein Gespenst erscheinen. Wilson lief es eiskalt über den Rücken, doch Endo kicherte nur und schüttelte den Kopf.

Wilson wäre dem Japaner fast an die Gurgel gegangen – es spielte keine Rolle, dass der Kerl ihnen den Arsch gerettet hatte ... niemand veralberte Lenny Wilson –, aber dann hielt Endo den Leuchtstab hoch und leuchtete ihre Umgebung aus. Diesmal konnte Wilson sich nicht beherrschen. Er schrie entsetzt auf.

Keine 24 Stunden, nachdem Wilson die Höhle verlassen und die Übung verloren hatte, stand er mit Endo erneut vor

dem Höhleneingang. Sie wurden lediglich von General Lance Gordon begleitet. Der Bericht über ihren Fund hatte sich über den Dienstweg blitzschnell nach ganz oben verbreitet, bis er auf Gordons Schreibtisch landete. Der General hatte sich unverzüglich in den Flieger gesetzt und war von Washington, D. C., in den eisigen Norden gedüst.

»Ist es das hier?«, fragte er schnaubend. Er stieß eine weiße Atemwolke aus.

Gordon sah nicht wie ein General aus. Ihm fehlten sowohl das strenge Auftreten als auch das aalglatte Aussehen, das einen Mitarbeiter des Pentagons für gewöhnlich auszeichnete. Dennoch verfügte er über eine imposante Erscheinung, die unmissverständlich klarmachte, dass er jeden, der ihm in die Quere kam, wie eine Haubitze zerlegte.

Wilson erwiderte hastig: »Ja, Sir.«

»Wer hat es gefunden?«

»Corporal Endo, Sir.«

Der General wandte seinen Blick zu Endo und musterte ihn von Kopf bis Fuß. Die beiden Männer hätten kaum unterschiedlicher sein können. Der weißhäutige Gordon mit einer Körpergröße von fast 1,90 Meter und einem Gewicht von 130 Kilo hatte großporige Haut und trug einen schwarzen Kampfanzug. Endo trug erneut den weißen Kampfanzug vom Vortag, war knapp 1,60 groß, wog um die 80 Kilo und bei seinem glatten Gesicht zweifelte Gordon daran, dass es schon einmal mit einer Rasierklinge in Berührung gekommen war.

»Gehen Sie voran«, sagte Gordon zu Endo und deutete auf die schwarze Öffnung in der Felswand.

Endo nickte, ließ sich wortlos zu Boden fallen und kroch in das Loch.

»Wollen Sie wirklich mitkommen, General?«, fragte Wilson. »Sie müssen da nicht rein.«

Gordon blickte Wilson ins Gesicht und hob eine Augenbraue, sah dabei aus wie ein herabstürzender Pterodaktylus,

der jeden Augenblick Beute reißen wollte. »Ich bin nicht quer über das gottverdammte Kanada geflogen, nur um ein Loch im Boden anzustarren.«

Wilson nahm Haltung an, nickte, bückte sich und folgte Endo. Gordon kroch als Letzter durch die Öffnung.

Eine Lampe blitzte auf. Endo richtete den Lichtstrahl auf den Boden und beleuchtete ihre Umgebung. Auch Wilson schaltete die Taschenlampe ein, genau wie Gordon.

»Wo ist es?«, wollte der General wissen.

Endo trat zur Seite und schwenkte die Taschenlampe. Der Lichtstrahl fraß sich durch die Dunkelheit und fiel auf eine Wand, die aus braun gemasertem Marmor zu bestehen schien. Er strahlte den Bereich weiter oben an, der wie ein hakenförmiger Tropfstein aussah und ein gutes Stück größer als Gordon zu sein schien.

Seufzend leuchtete Wilson auf dieselbe Stelle. »Schon eine Ahnung, was das sein könnte?«

Gordon richtete seine Taschenlampe an die Decke. Sie befand sich 15 Meter über ihren Köpfen. Er fand die Oberkante des Objekts und fuhr daran entlang bis zum Boden. Es war etwa neun Meter hoch. Er schwenkte den Lichtkegel nach rechts, bis er sich in etwa 60 Metern Entfernung in der Dunkelheit verlor.

»Hat das außer Ihnen noch jemand gesehen?«, fragte Gordon.

»Nein, Sir«, antwortete Wilson. »Nur wir beide. Und auch nicht besonders lange. Wir haben nur wenige Einzelheiten erkannt. Steht alles in unserem Bericht.«

»Sie haben keinen Bericht geschrieben.« In den leeren Augenhöhlen des Generals hätte man einen Humvee parken können. »Im Augenblick wissen also nur wir drei Bescheid über ... dieses Ding. Und ich möchte, dass das so bleibt. Hat einer von Ihnen ein Problem damit?«

»Nein, Sir«, sagte Endo.

»Nein, Sir«, echote Wilson.

»Ausgezeichnet. Ab sofort arbeiten Sie für mich.«

Wilson riss den Blick von ihrer Entdeckung los und sah zu Gordon. »Endo ist Japaner, Sir.«

Erneut stahl sich der animalische Ausdruck des Pterodaktylus in sein Gesicht. Ihm entging nicht viel, vor allem nicht das Offensichtliche. »Das weiß ich.«

Wilson sank in sich zusammen und sah wieder zu dem Objekt.

»Ich brauche Sie beide für die nächsten Jahre, bis ...«

»Die nächsten Jahre?«, platzte es aus Wilson heraus. Trotzdem konnte er seinen Blick nicht von dem Monster losreißen.

»Stellt das ein Problem dar?«, fragte Gordon.

»Nicht, wenn meine Familie herkommen kann«, meinte Wilson. »In einem Monat habe ich Heimaturlaub.«

»Familie.« Gordon spuckte das Wort aus wie einen verfaulten Zahn. Er wandte sich an Endo. »Haben Sie auch Familie?«

Endo schüttelte den Kopf. »Ich gehöre Ihnen, Sir.«

Die Bemerkung klang für Gordon fast schon ein wenig zu vertraut, doch als Endo seinen Blick auf den Monsterkadaver richtete und seine Augen vor Aufregung funkelten, erkannte Gordon, dass der vertraute Tonfall des Japaners eher der Bestie als ihm galt.

Als Endo zu Gordon schaute, winkte ihn der General zu sich, aber seine Worte waren an Wilson gerichtet. »Wie viele Kinder, Master Sergeant?«

»Zwei, Sir«, erwiderte Wilson. »Zwei Jungen. Fünf und sieben Jahre alt.«

Noch während Wilson sprach, zog der General seine Waffe aus dem Holster an seinem Gürtel. Er drehte sie um und drückte sie Endo in die Hand. Der Japaner blickte mit großen Augen erst auf die Waffe und dann in das Gesicht des Generals.

Gordon deutete auf Wilsons Hinterkopf. Dann nickte er

und lächelte, als schließe er Endo gerade die Tore zu einem Vergnügungspark auf, was nicht einmal sonderlich weit von der Wahrheit entfernt war. Endo starrte auf die Waffe in seiner Hand. Es handelte sich um eine M9, eine 9-Millimeter-Pistole mit Schalldämpfer. Nicht gerade die größte Durchschlagskraft, aber sie würde ausreichen.

Endo runzelte die Stirn.

Schließlich zuckte er die Achseln.

Er hob die Pistole, zielte auf Wilsons Hinterkopf und drückte ab.



PROLOG II

Vor zwei Wochen

Maigo Tilly ließ ihren pinken Hello-Kitty-Rucksack auf die kalten hellbraunen Küchenfliesen plumpsen. Sie runzelte die Stirn und hob die Augenbrauen. Ihre Lippen zitterten im Gleichklang mit den Fingern, während sie auf das rote Etwas am Boden starrte.

Die sich stetig vergrößernde Lache quoll in den Fugen zwischen den Fliesen über und floss geradewegs auf Maigos bestrumpfte Zehen zu. Sie trat einen Schritt zurück, sodass sie mit beiden Füßen in der Mitte einer einzigen Fliese stand, während sich das Blut ihrer Mutter in den Fugen um sie herum ausbreitete wie in den Blutrinnen einer Opferstätte.

Doch das Blut fesselte sie nicht allzu lange. Die eingefrorene Szene dahinter verlangte nach ihrer Aufmerksamkeit. Ihre Augen wanderten langsam nach oben und erblickten erst den nackten Fuß ihrer Mutter, der noch zuckte, während das Leben aus ihr herausfloss. Dann endete das Zucken abrupt. Maigo erkannte an der Haut ihrer Mutter, dass sie nicht mehr lebte. Normalerweise wies sie eine deutliche Sonnenbräune auf, doch nun war sie leichenblass. Ihr Designerkleid färbte sich an mehreren Stellen rot, als das Blut von innen in den Stoff einsickerte und das Baumwollgewebe durchtränkte.

Das Zittern auf Maigos Lippen verwandelte sich in ein Beben, sobald ihr Blick an den Händen und Armen ihrer Mutter nach oben gestreift war und das Gesicht erreichte. Was immer sie im Moment ihres Todes empfunden hatte, ließ sich nicht mehr erkennen. Ihr Antlitz gab nichts preis. Der einstmals wohlgeformte Kopf glich nun einem Halbmond. Der größte Teil davon fehlte.

Nein, eigentlich fehlte er nicht.

Er war überall im Raum verteilt.

Maigo hob den Blick noch ein Stück weiter. Das Penthouse im 32. Stock des Hochhauses an der Clarendon Back Bay bot einen atemberaubenden Ausblick über die Innenstadt von Boston und den Hafen. Eine Art Wolkenschloss – eine der Wohnungen, die der Bostoner Elite vorbehalten blieben. Sie war mit allen Annehmlichkeiten ausgestattet, die man bei einem Kaufpreis von sieben Millionen Dollar erwarten konnte, inklusive eines Heißwasser-Jacuzzi, in dem man hätte schwimmen können, sowie allen erdenklichen fernsteuerbaren Gerätschaften und riesigen Panoramafenstern. Doch die Aussicht auf die Innenstadt wurde von bordeauxroten Schlieren und rosafarbenen Klümpchen versperrt. Als sich ein größerer Batzen Hirnmasse vom Fenster löste und mit einem schmatzenden Geräusch auf dem Boden landete, holte Maigo endlich tief Luft.

Und dann noch einmal. Und noch einmal. Sie hatte die ganze Zeit über den Atem angehalten.

»Alles ist gut, Maigo«, sagte ihr Vater.

Er war das genaue Gegenteil ihrer Mutter – untersetzt, schütterere Haare, blass und lieblos. Maigo mochte ihren Vater nicht besonders, aber er hielt sich so selten zu Hause auf, dass sie seine Launen ertragen konnte. Außerdem hatte ihre Mutter sie aufgefordert, dankbar zu sein. Die tolle Aussicht zu genießen. Sich über die unzähligen Vorzüge in ihrem Leben zu freuen.

Maigo entgegnete nichts. Sie sah sich nicht dazu in der Lage.

»Es war ein Unfall«, stammelte ihr Vater. »Nein, es war ...«

Während ihr Vater seine Erklärung für die Geschehnisse darlegte, blickte Maigo erneut auf die Hände ihrer Mutter. Der linke Arm und die linke, perfekt manikürte Hand lagen neben dem leblosen Körper. Maigos Augen füllten sich mit

Tränen, als sie sich an das Gefühl erinnerte, wie diese langen, roten Fingernägel sanft über ihren Rücken gekratzt hatten, bis sie einschlief. Die Traurigkeit verflüchtigte sich, als sie die rechte Hand ihrer Mutter betrachtete, die samt Pistole in den Händen ihres Vaters lag. Genau die Art von Pistole, die sich Frauen gerne zulegten. Klein, leicht und handlich. Aber Maigo wusste alles über ihre Mutter. Sie hatten keine Geheimnisse voreinander gehabt.

Nicht über die Schule. Nicht über Jungs. Und nicht über die Blutergüsse, die ihre Mutter vor anderen Menschen verbarg.

Sie hatte keine Waffe besessen. Sie verabscheute Gewalt.

Maigos zitternde Hände ballten sich zu Fäusten, als sie sah, dass ihr Vater weiße Kunststoffhandschuhe wie ein Arzt trug.

»Du bist das gewesen.« Dann wurde ihr bewusst, dass sie besser den Mund gehalten hätte.

»Nein! Ich habe sie so gefunden. Sie hat es selbst getan.«

Maigo sah ihrem Vater dabei zu, wie er den Finger ihrer Mutter sorgfältig um den Abzug der Waffe legte.

»Sie hat Selbstmord begangen, Maigo.«

»Das hätte sie nie getan.«

»So war es aber.«

Voller Wut schrie Maigo: »Du hast sie umgebracht!«

Ihr Vater runzelte fast unmerklich die Stirn. Er nahm erneut die Hand ihrer Mutter zwischen seine eigenen und hob sie hoch.

»Lass sie in Ruhe!«, schrie Maigo aus Leibeskräften.

»Deine Mutter hat sich das Leben genommen, Maigo.«
Ihr Vater trug plötzlich ein teuflisches Grinsen zur Schau.
»Aber davor hat sie dich erschossen.«

Maigo blickte auf die Waffe und bemerkte, dass sie genau auf ihr Herz zielte. Das Letzte, was sie in ihrem Leben zu Gesicht bekam, war das leichte Grinsen im Gesicht ihres Vaters. Dann ... nichts mehr.

Gegenwart

»Wollt ihr mich verarschen, oder was?«, schreie ich mehr zu mir selbst, als auf einmal Def Leppards *Pour Some Sugar on Me* aus den kraftlosen Boxen meines Pick-up-Trucks dröhnt. Als seien die Flashbacks aus meiner Kindheit noch nicht genug, entlädt jede Vibration des Basses ein knirschendes Rasseln. Der Vorbesitzer des schäbigen roten Chevy S-10 hat jeden einzelnen Lautsprecher im Wagen ins Nirwana befördert. Wahrscheinlich ein Teenager. Mann, am liebsten hätte ich dem Burschen die Fresse poliert. Aber im Augenblick hätte ich auch gerne jedem einzelnen Radio-DJ im Umkreis von 150 Kilometern eine aufs Maul gehauen.

Ich drücke auf die Taste für den Sendersuchlauf. Boston.
More than a Feeling.

Noch mal. Jane's Addiction. *Pets.*

Und ein drittes Mal. Aerosmith. *Love in an Elevator.*

Dann hämmere ich, und das meine ich wörtlich, auf den An/Aus-Schalter des Autoradios, drehe dabei aber nur die Lautstärke noch weiter auf. Steven Tyler krächzt mir die Ohren voll. Über die rasselnden Lautsprecher klingt er wie ein Lungenkrebspatient mit künstlichem Shunt-Ventil. Trotz des Lärms drücke ich etwas vorsichtiger auf die Knöpfe und es kehrt wieder Stille in der Fahrerkabine ein.

Mein Nacken knackst, als ich den Kopf kreisen lasse, um meine Verkrampfung zu lösen, die sich aufgrund der Musik in mir aufgestaut hat. »Willkommen in Maine«, begrüße ich mich selbst mit meiner besten DJ-Imitation, »dem Zuhause der 70er, 80er, 90er und ... halt, das war's ja schon.«

Ich sollte mir wahrscheinlich irgendwann mal eine neue

Anlage anschaffen. Verdammte, eigentlich sollte ich mir ein komplett neues Auto mit ABS, 18 Airbags und all dem anderen Schrott zulegen, auf den die meisten Menschen nicht verzichten können. Aber das setzt eine Investition voraus, die ich mir derzeit nicht leisten kann, und so bleibt mir nur die Sehnsucht, Betty eines Tages zu ersetzen.

Ja, mein Truck hat einen Namen. Betty, so hieß auch meine erste Freundin. Wie dieser Truck hatte sie eine Reib-eisenstimme und eine Persönlichkeit, die viel Aufmerksamkeit erforderte. Doch auch wenn die Freundin-Betty den Augen mehr schmeichelte, habe ich es nur sechs Monate mit ihr ausgehalten. Pick-up-Betty quasselt nicht so viel. Und beschwert sich nicht, wenn ich sie auf Touren bringe. Wir sind jetzt beinahe fünf Jahre zusammen, und auch wenn sie ihre Ecken und Kanten hat, ist sie trotzdem das Einzige in meinem Leben, das ein wenig Sinn ergibt.

Ich schiele in den Rückspiegel. Die Straße hinter mir ist genauso leer wie die Straße vor mir. Ich mustere mich kurz in der Scheibe und mir kommt das Grausen. Ich sehe nicht aus wie ein DHS-Agent. DHS, Department of Homeland Security ... das ist das Heimatschutzministerium der Vereinigten Staaten von Amerika. Die meisten DHS-Mitarbeiter sind hochgewachsene Kerle in engen Anzügen. Ein überdimensional hoher Prozentsatz von ihnen trägt einen Schnauzbart wie die Pornostars aus den 1970ern oder wie diese Engländer Anfang des 20. Jahrhunderts, die sich gerne in altmodischen Faustkämpfen geprügelt haben.

Zugegeben, auch ich lasse mir gerade einen Bart stehen, aber das hat jetzt nicht vorrangig ästhetische Gründe, sondern ergibt sich eher zwangsläufig wegen meines uralten Rasierers. Den habe ich meinem Vater abgenommen, als ich vor zehn Jahren zu Hause ausgezogen bin. Vor etwa einer Woche hat er endgültig den Geist aufgegeben. Ich finde, dass mir der Bart steht, aber wenn ihn einer meiner Vorgesetzten zu Gesicht bekäme, würde er mich

wahrscheinlich kräftig zusammenstauchen. Angemessene Kleidung. Das Auftreten zählt. So ein Scheiß eben. Zum Glück pfeifen meine Vorgesetzten auf mich und meine Abteilung. Ich kann mich nicht erinnern, dass mir in den letzten sechs Monaten jemand über den Weg gelaufen wäre, der auch nur einen Cent mehr verdient als ich.

Ich zupfe die kastanienbraune Beanie über meinem raspelkurzen Bürstenhaarschnitt zurecht. Die eng sitzende Strickmütze hat sich als unentbehrliches Utensil in meinen Klamottenfundus eingeschlichen. Diese stilistische Entscheidung habe ich vor allem deshalb gefällt, weil sich mein Haaransatz schrittweise zurückzieht wie Soldaten aus einer Schlamm Schlacht. Meiner Meinung nach sehe ich damit aus wie The Edge von U2, einer Band, die genau in die 80er, 90er und das Beste von heute hineinpasst und bei der ich zumindest nichts dagegen hätte, wenn sie im Radio laufen würde.

Mein Smartphone – man hat es mir für die Arbeit zur Verfügung gestellt – durchschneidet die Stille und verkündet »Jetzt rechts abbiegen« in einer nicht allzu erotischen, aber dennoch femininen Stimme, die seit über einem Jahr einer Freundin am nächsten kommt. Neben Betty natürlich. Ich fahre über die Schotterstraße und biege auf einen Weg ab, der noch mehr Schlaglöcher aufweist. In der Piste stecken Steine so groß wie Grapefruits und es gibt ausgetrocknete Wasserrinnen, die mich im Zusammenspiel mit Bettys starrer Aufhängung durchschütteln, als säße ich mit einem Schlaganfall auf einem Rodeobullen.

Nach 20 Minuten erreiche ich mit Kopfschmerzen mein Ziel. Ich lenke den Truck auf den verlassenem Parkplatz, ziehe die Handbremse an und schalte den Motor ab. Die Wagentür quietscht, als ich sie aufschwinde, und die Außenwelt flutet mir entgegen. Das warme Sommerklima verjagt die kühle Luft aus Bettys Klimaanlage, die noch immer meisterlich ihren Dienst verrichtet. In meine Nase strömen

die Düfte von Kiefern, Erdreich und ... wahrscheinlich Wasser.

Es ist zu viel Zeit vergangen.

Früher bin ich mal ein richtiger Naturbursche gewesen. Ich zeltete, ging auf die Jagd, schlief unter den Sternen und rauchte auch gerne den einen oder anderen Joint. Seitdem sind etwa zehn Jahre überdachtes Wohnen und grasloses Leben ins Land gegangen. Zum Glück arbeite ich nicht bei der Drogenbehörde. Ich wäre ein schrecklicher Drogenfahnder, weil ich die ganzen Kiffer höchstwahrscheinlich wieder laufen lassen würde.

Die kleine Hütte habe ich von Ted Watson gemietet, einem meiner beiden Untergebenen. Ich hätte noch zwei weitere Mitarbeiter anstellen sollen, aus welchen der unterschiedlichen Strafverfolgungsorgane auch immer ich sie abkommandieren kann, aber ich bin noch nicht dazu gekommen. Jeder meiner Fälle ähnelt einer schlechten Akte-X-Folge, allerdings ohne die Monster, die Außerirdischen und die Regierungsverschwörungen. Ich sehe einfach nicht ein, warum ich mich mit noch mehr Personal herum schlagen sollte.

Es liegt nicht daran, dass man mit Ted nicht klarkommt. Kennt ihr diesen pummeligen Jungen aus den *Goonies*? Chunk? Stellt euch eine erwachsene Version von ihm vor – pummelig, lustig und gelegentlich wird er etwas zappelig. Außerdem ist er ein Ass, wenn es um Computer oder Elektronik geht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass man ihn zu meinem Team versetzt hat, weil er genau wie ich nicht so recht ins Anstellungsprofil passt. Anne Cooper hingegen ist die perfekte DHS-Mitarbeiterin. Cooper – ich nenne sie Coop, weil es sie so herrlich nervt – ist eine puritanische Verwaltungsbeamte, die alles streng nach Vorschrift regelt, obwohl ein Großteil unserer Fälle daherkommt, als seien sie von einem Schriftsteller, einem Wahnsinnigen oder einer Kombination aus beidem erdacht worden.

Inzwischen arbeiten wir schon seit drei Jahren zusammen und stellen die gesamte Belegschaft der örtlichen Heimatfront, die hier in einem Haus auf dem Prospect Hill in Beverly, Massachusetts, residiert. Durch die Fenster im oberen Stockwerk sieht man das Meer und kann an einem klaren Tag bis nach Boston sehen. Es macht Spaß, hier zu leben und zu arbeiten, aber die Gegend ist nicht gerade der Hit.

Es macht vielleicht den Eindruck, aber ich bin nicht im Urlaub. Ich arbeite. Watsons Familie hat nur zufällig eine Hütte in der Gegend und ich wollte mal wieder eine Nacht lang Nostalgie schnuppern, ehe ich mit meinen ›Ermittlungen‹ beginne.

Kopfschüttelnd schiebe ich die Gedanken an den lächerlichen Tag beiseite, der mir morgen bevorsteht, und klettere die Stufen zur Eingangstür hinauf. Die Hütte sieht zwar etwas vergammelt aus, aber der Holzboden der Veranda bricht nicht unter meinen Füßen ein. Wahrscheinlich ist die abgewetzte Patina eine Imitation, so wie die auf alt getrimmten Spülbecken reicher, alter Damen, die eine altmodische Küche ohne echte Rostflecken besitzen möchten.

Während ich in meiner Hosentasche nach dem Schlüssel krame, schaue ich mich ein wenig um. Hier wachsen fast nur Kiefern, auch wenn der Feldweg von einigen Ahornbäumen gesäumt wird, deren Laub lindgrün in der Nachmittagssonne leuchtet. Die Hütte hat weder einen Briefkasten noch eine Hausnummer. Ich ziehe den Schlüssel aus der Hosentasche, lehne mich zurück und spähe die Straße entlang. Nichts. Auf dem Weg hierher steht kein einziges Haus, und das kommt mir sehr gelegen, denn auch wenn ich nichts zu kiffen mithabe, warten in der Kühltruhe zwei Sixpacks auf mich.

Alkohol im Dienst ist zwar verboten, aber technisch gesehen bin ich aktuell nicht im Einsatz und außerdem ziemlich geschickt darin, einen Kater zu überspielen.

Darüber hinaus glaube ich, dass ich das Geheimnis von Bigfoot auch stockbesoffen lösen kann.

Ja, Bigfoot.

Der verdammte Bigfoot.

Ich arbeite für das Heimatschutzministerium und untersuche eine Reihe von Bigfoot-Sichtungen irgendwo in den Wäldern im Norden von Maine. Als das DHS im Jahre 2002 als Reaktion auf 9/11 gegründet wurde, tauchten in den Gesetzesvorlagen haufenweise ›Mitfahrer‹ auf, also angehängte Klauseln, die man nie durch den Kongress bekommen hätte, wenn sie nicht mit etwas verknüpft gewesen wären, das garantiert als Gesetz verabschiedet wurde, etwa die Gründung des DHS. Normalerweise haben derartige ›Mitfahrer‹ thematisch nichts mit dem eigentlichen Gesetz zu tun, aber der ›Mitfahrer‹, der für die Entstehung meiner Abteilung verantwortlich zeichnet, bildete eine Ausnahme. Das DHS unterhält im ganzen Land 70 Zweigstellen – oder im Fachjargon die sogenannten Fusion Center. Das sind Sammelstellen, an denen Daten und Ressourcen staatlicher und lokaler Strafverfolgungsbehörden zusammenlaufen, damit die Informationen allen Abteilungen zugänglich sind – was die Terroranschläge des 11. September 2001 leicht hätte verhindern können.

An jedem dieser Knotenpunkte sitzt ein leitender Ermittler, der sich um Untersuchungen kümmert, die mehrere Vollzugsbehörden betreffen und als Bedrohung der nationalen Sicherheit angesehen werden. Da komme ich ins Spiel, als Chefermittler, nur dass mein Fusion Center noch nie mit einer ernsthaften Untersuchung beauftragt wurde. Diese Zweigstellen bezeichnet man für gewöhnlich einfach mit dem Namen der Stadt, in der sie sich befinden, etwa das *Fusion Center Boston*. Das ist in den Gefilden des Heimatschutzministeriums mein nächster Nachbar. Wir bezeichnen die Zweigstelle liebevoll als ›die Arschlöcher aus der Großstadt‹.

Das Zentrum, in dem ich meinen Dienst verrichte, heißt *Fusion Center – P*. Das *P* steht für Paranormales. Kein Scheiß. Der ultrarechte Fundamentalist, der für diesen Mitfahrer verantwortlich zeichnet, war davon überzeugt, dass der Erde infolge eines übernatürlichen Ereignisses der baldige Untergang droht. Darum sitzen wir auch in Beverly, Massachusetts, gleich neben Salem. Salem ist natürlich das allseits bekannte Tor zur Hölle und der Ort, an dem die grauenvollen Hexenprozesse stattgefunden haben. Außerdem leben dort Heerscharen moderner Hexen wie Susan Beacon, die von sich behauptet, mit einem Fluch den ›perfekten Sturm‹ erschaffen zu haben. Ich bin jeden Tag aufs Neue erleichtert, dass sie diese Behauptung lange vor meiner Dienstzeit beim FC-P in die Welt gesetzt hat, denn sonst müsste ich sie beschatten, weil man sie als Bedrohung der Vereinigten Staaten betrachten würde.

Das FC-P ist das 71. Fusion Center – und eigentlich existiert es überhaupt nicht. Über uns gibt es keinerlei Aufzeichnungen in den öffentlichen Unterlagen. Darum kürzt man das *Paranormal* auf unseren Ausweisen auch mit dem Buchstaben *P* ab, nur zur Sicherheit.

Der Türriegel lässt sich leicht öffnen und gibt kaum ein Geräusch von sich. Im Halbdunkel des Zimmers stehen zwei bequem aussehende Schaukelstühle, ein Esstisch, ein Bollerofen und ein Teil, das vermutlich ein riesiger, schwarzer Knautschsack sein soll. Ich drücke auf den Lichtschalter, aber da rührt sich gar nichts.

Das werden wohl die Sicherungen sein, denke ich mir, und erinnere mich vage daran, dass Ted nebenbei erwähnt hat, dass sie abgeschaltet sind. Ich will gerade einen Schritt in die Hütte machen und bleibe wie angewurzelt stehen, noch bevor ich durch den Türrahmen getreten bin.

Der Knautschsack hat sich bewegt.

Meine Hand tastet nach der Waffe, aber da ist keine. Sie liegt im Truck. Ich trage sie seit zwei Jahren nicht mehr bei

mir. Fantasiegeschöpfe und Schreckgespenster stellen für gewöhnlich keine Bedrohung dar.

Als die Tür mit dem Fliegengitter den Augenblick für passend hält und zufällt, habe ich mir noch nicht einmal einen Plan zurechtgelegt.

Explosionsartig kommt Bewegung in den Knautschsack. Ein Kopf, so groß wie ein überdimensionaler Kürbis, schießt in die Höhe. Zwei riesige schwarze Augen fixieren mich.

Mit langsamen, bedächtigen Bewegungen stellt sich der Bär auf die Hinterläufe. Er ist etwa so groß wie ich, wiegt aber bestimmt eine halbe Tonne. Als ob der Bär die Geste verstehen könnte, hebe ich beschwichtigend die Hand und weiche zurück, aber da komme ich nicht weit. Mein Rücken stößt gegen das geschlossene Fliegengitter. Ein lautes Krachen ertönt.

Der Bär erschrickt und schnaubt ärgerlich, dann wirft er sich nach vorn und stürzt auf mich zu.

2

Dr. Kendra Elliot schleuderte eine Aktenmappe durch ihr Büro und ließ einige Flüche folgen, die jedem Matrosen die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätten. Die 57 mit Daten gefüllten Blätter stoben wie Konfetti aus dem Ordner, noch ehe die Mappe gegen die Wand knallte. Als das letzte der Blätter auf den grauen Teppichboden flatterte, hatte sich Elliots Wut bereits in Reue verwandelt. Auf den Blättern standen keine Seitenzahlen, und auch wenn die Daten von ihrem Misserfolg zeugten, dürfte eine sorgfältige Analyse den Fehler zutage fördern – und dann konnte sie ihn korrigieren.

Falls ich nicht vorher sterbe, dachte Elliot.

Sie stand aus ihrem Chefsessel auf, den sie in den

vergangenen vier Arbeitsjahren weder lieben noch akzeptieren gelernt hatte. Als sie das Ungetüm von Kirschholz-Schreibtisch umrundete, stieß sie mit der Hüfte gegen die Ecke. Sie grunzte vor Schmerz und biss die Zähne zusammen, um nicht abermals von Wut übermannt zu werden. Am liebsten hätte sie einen lauten Fluch in die Welt hinausgeschrien, aber sie unterdrückte den Impuls. Sie war als leitende Forscherin für BioLance tätig, ein von der Regierung finanziertes Labor, das an zahlreichen Projekten arbeitete, von Genmanipulation über einen das Gewebe regenerierenden Schaum bis hin zu einem Krebsheilmittel. Sie bemühte sich redlich, sich entsprechend zu verhalten. Im Moment konzentrierte sich Elliot auf das Projekt ROG (Rapid Organ Growth), in dessen Rahmen das beschleunigte Wachstum von Organen erforscht wurde. Dieses Labor funktionierte eigentlich wie jedes andere Laboratorium des Landes, allerdings mit einem entscheidenden Unterschied: BioLance existierte gar nicht. Es handelte sich um eine Tarnoperation.

Trotz der Tatsache, dass die Einrichtung augenscheinlich wie jedes andere Hightech-Unternehmen geführt wurde, gab sich Elliot keinen Illusionen hin. Sie arbeitete für die Regierung. Aber das kümmerte sie nicht. Sie zahlten gut, die Ressourcen waren praktisch unerschöpflich und die Belegschaft hätte gar nicht besser sein können. Und weil das Labor offiziell nicht existierte und die echten Namen der Mitarbeiter in keinem offiziellen Dokument auftauchten, konnte sie alle möglichen Gesetze aushebeln oder brechen, von zwei Ausnahmen abgesehen. Es gab zwei Regeln, denen man sich vollkommen unterwerfen musste:

1. Die Öffentlichkeit darf unter keinen Umständen gefährdet werden.

2. Keine Informationen über BioLance, die Ressourcen, die Experimente, die Daten und die Identität des Personals dürfen an die Öffentlichkeit gelangen.



www.jeremyrobinsononline.com

www.jeremybishoponline.com

JEREMY ROBINSON ist ein amerikanischer Bestseller-
autor von Thrillern, Horror-, SciFi-, Fantasy- und Abenteuer-
romanen. Er wurde 1974 in der geheimnisumwitterten
Küstenstadt Beverly in Massachusetts geboren. Sein Vater
förderte Jeremys Liebe zur Fantastik – so wuchs er auf mit
Superman, Batman, X-Men, Dr. Who, Battlestar Galactica,
Star Wars, Star Trek und Godzilla als Kreativstoff für die
Zukunft. Jeremy begann seine Karriere als Comiczeichner,
wechselte aber bald die Fronten, um eigene Geschichten zu
erzählen. Inzwischen hat er etwas 25 Romane geschrieben,
die in zehn Sprachen übersetzt wurden. Als Jeremy
Bishop veröffentlicht er Horrormane, die ebenfalls sehr
erfolgreich sind. Er lebt in New Hampshire mit seiner Frau
und drei Kindern.

Jeremy Robinson bei FESTA: *XOM-BI – Nemesis*